Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit“ einschl. Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen [illegible] pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde an Wochentagen von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet [illegible]

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 36. Dresden, Donnerstag den 13. Februar 1902. 13. Jahrg.

Die Kartoffelnot.

In Schutzzollfragen ist nichts so dumm, es findet sein agrarisch Kollegium! Die Schutzzollmauer, mit der die Reichsregierung die Bevölkerung vom Auslande absperren will, hat, wie soeben das **preußische Landesökonomiekollegium** angeregt, neben verschiedenen anderen Löchern noch eines, das, so winzig es eigentlich ist, doch die Angst der notleidenden Großgrundbesitzer noch vermehrt. Unter den in voriger Woche vom belagten weisen Rat gefaßten Beschlüssen befindet sich auch der, einen **Kartoffelzoll** einzuführen! Das Ideal der Agrarier ist der vom **Bund der Landwirte** verlangte Zoll, der für die Frühkartoffeln, die in der Zeit vom 15. Februar bis 31. Juli eingeführt werden, **mindestens** 12 M. für den Doppelzentner und für die vom 1. August bis 14. Februar eingeführten Kartoffeln 1 M. für den Doppelzentner betragen soll. Etwas weniger Lebensmittelwucher wird in der Denkschrift der **christlichen deutschen Bauernvereine** verlangt, indem sie nur die Frühkartoffeln, diese aber mit 15—20 M. Zoll belastet wissen wollen, die spätere Einfuhr aber freilassen. Beide Richtungen meinen, daß der Zoll auf Frühkartoffeln ja nur die Wohlhabenderen treffe, und der Bund der Landwirte sagt in seiner Denkschrift, der Zoll auf gewöhnliche Kartoffeln sei ja so außerordentlich niedrig, „so daß er irgend welchen sozialpolitischen Bedenken nicht unterliegen könne“.

Natürlich soll und würde der Zoll die Preise der gesamten einheimischen Ware erhöhen und bei dem großen Kartoffelverbrauch gerade der **ärmsten** Familien von diesen äußerst drückend empfunden werden. Das ficht aber einen echten Agrarier nicht an! Dabei kann von einer ernsthaften Konkurrenz der ausländischen Kartoffel mit der einheimischen gar nicht die Rede sein. Im Jahre 1900 betrug die gesamte **Einfuhr** 1½ Millionen Doppelzentner, während die einheimische Kartoffelernte 406 Mill. Doppelzentner betrug, so daß auf die **Einfuhr** nur 4/10 **Proz.** entfallen. Außerdem wurde aber noch eine die Einfuhr übertreffende Menge **exportiert**, nämlich 1,8 Millionen Doppelzentner.

So gering also die Einfuhr ist, so behindert sie die Agrarier doch, die Kartoffelpreise über den Weltmarktpreis hinauszutreiben, da sonst die Einfuhr steigen würde. Jede zollfreie Einfuhr wirkt so in dieser Weise wie ein **Sicherheitsventil**, das einen Ueberdruck verhindert. Diesen aber wollen die Agrarier, denn sie sind mit den jetzigen Kartoffelpreisen nicht zufrieden! Dabei trägt nur ihre unersättliche Habgier schuld, daß sie zu solcher Ueberproduktion kamen. Durch reichlichere Düngung und Aussaat **minderwertiger**, aber **ertragreicherer** Sorten haben sie die Ernten außerordentlich gesteigert. Die **Erntefläche** stieg von 1890 bis 1900 nur von 2,3 auf 3,2 Millionen Hektar, also um 11 Proz., die **Erntemenge** aber von 233 auf 406 Millionen Doppelzentner, das ist um 74 Proz.! Vom Hektar wurden geerntet: im Jahre 1880: 70,5, 1890: 80,3, 1900: 126 Doppelzentner! In Ostpreußen stieg der Ertrag vom Hektar im letzten Jahrzehnt um das Doppelte, in Schlesien um vier Fünftel, im Königreich Preußen um drei Viertel, im Königreich Sachsen um sieben Zehntel! Jetzt proklamiert das Landes-Oekonomie-Kollegium auf Antrag der Herren von Groß-Klanin und Prof. Delbrück: „Die Landwirtschaft ist von der zu schnellen Erweiterung des Kartoffelbaues zu warnen.“

Sind ungünstige Ernten in Aussicht, dann lassen „fromme“ Seelen in den Kirchen um Gottes Segen flehen! Vielleicht giebt es unter den Kartoffelagrariern jetzt solche, die die Aecker „krank beten“ lassen!

Da die Steigerung der Erträge auf Kosten der Güte der Ware erfolgte, so daß manche der ertragreichen Sorten für Menschen ungenießbar sind, wurden sie in gesteigertem Maße zur **Spiritusproduktion** verwendet und das rief nun bei dieser eine Not des Ueberflusses hervor. Von 1890 bis 1900 stieg die Erzeugung von Spiritus aus Kartoffeln von 2,22 auf 2,94 Millionen Hektoliter, während mit Hilfe einer gekünstelten Branntweinsteuergesetzgebung die Erzeugung von Spiritus aus Getreide und Melasse in ihrer Ausdehnung so erfolgreich verhindert wurde, daß sie auf 720 000 Hektoliter stehen blieb. Dabei ist die Zahl der landwirtschaftlichen Kartoffelbrennereien von 6364 auf 6262 zurückgegangen, aber nur dadurch, daß die **kleineren** vernichtet wurden, während die mittleren und größeren infolge der technischen Fortschritte im Gärungsverfahren ihre Erträge steigerten. Dabei ist der **Spiritusexport**, der im Jahre 1882 noch 91 711 Tonnen betrug, im Jahre 1899 auf 38 787 und im Jahre 1900 auf 25 435 Tonnen gesunken! Wäre nicht die Verwendung von denaturiertem Spiritus zu gewerblichen Zwecken außerordentlich gestiegen (1890—1900 von 62 auf 125 Tausend Tonnen), so wäre die Ueberproduktion noch größer als sie gegenwärtig ist. Namentlich der Verbrauch an Brennspiritus hat außerordentlich zugenommen; am höchsten ist er im **Königreich Sachsen**, wo er 3 Liter jährlich pro Kopf der Bevölkerung beträgt, sechsmal so hoch als in **Oldenburg**, wo er am niedrigsten ist. Die Ursachen sind meist **sozialer** Art. Wo die Industriebevölkerung, deren Frauen wenig Zeit zur Zubereitung der Nahrung übrig haben, am größten, dort ist auch der Spirituskocher am nächsten; in ländlichen Gegenden benutzt man dagegen den langsamer, aber billiger arbeitenden Herd.

So sehr sich der Verband der Spiritusproduzenten, die **Zentrale für Spiritusverwertung**, auch Mühe giebt, den Verbrauch von gewerblichem Spiritus zu steigern, sei es zum Kochen und Beleuchten, oder für motorische Zwecke (Lokomobilen, Automobilen, Motore, die mit Spiritus anstatt mit Petroleum getrieben werden), so ist es doch nicht möglich, die gesamte Ueberproduktion verbrauchen zu lassen, zumal der denaturierte Spiritus noch immer im Vergleich zum Petroleum zu teuer ist. Ihn aber zu verbilligen, liegt nur dann in der Absicht der Spiritusbrenner, wenn sie gleichzeitig den Preis des Trinkbranntweins in die Höhe treiben können. Um dieses edle Ziel zu erreichen, fungiert die Zentrale auch als ein Syndikat, ein Ring. Dieser **Spiritusring** hat aber bis jetzt genau das Gegenteil von dem erreicht, was er erstrebte. Indem er bei den Brennern die Hoffnung erweckte, daß durch ihn die Preise in die Höhe getrieben werden würden, hat er sie zu noch größerer Produktion angereizt und das Entstehen zahlreicher Brennereien veranlaßt. Die Folge davon ist, daß der Spirituspreis anstatt zu steigen, sank — und nun eine ganze Anzahl grade der größeren Brenner Ach und Weh schreien! Besonders in den letzten 12 Monaten gab es eine grimme Enttäuschung: die Zentrale mußte den Abschlagspreis, den sie den Brennern zahlt, von 39 M. auf 30 M. herabsetzen — und trotzdem beträgt der unverkaufte Lagerbestand fast ¾ Millionen Hektoliter und wird bis zum Schluß der Brennereikampagne (Ostern) etwa 1 Million Hektoliter betragen! An dieser Schlappe ist der Ring selber schuld, indem er es war, der seine Mitglieder zu jener Uebertumpelung des Reichstages im Mai v. J. veranlaßte, bei der durch das geschickte Eingreifen unserer Genossen die Ritter von der Destillierblase ohne jedes neue Gesetzlein heimgeschickt wurden, so daß weder die von ihnen gewünschte Brennsteuer, noch der Denaturierungszwang, welche einschränkend auf die Produktion und damit steigernd auf die Preise wirken sollten, bewilligt wurden.

Nun sind die Spiritusinteressenten wieder eifrig an der Arbeit, ein Gesetz zu stande zu bringen, das diese ihre Wünsche erfüllt und das Landes-Oekonomiekollegium hat seinen Segen dazu gegeben. Es wies in jenem oben erwähnten Beschluß darauf hin, daß die Verwendung des Spiritus zu technischen Zwecken erweiterungsfähig ist und träumt dabei von einer, uns sehr fraglich erscheinenden Zukunft, in der durch jene Steigerung eine „dauernde Gesundung des Kartoffelmarktes“ zu erwarten sei. Wie phantastisch diese Hoffnung ist, beweist schon allein der Kartoffelverbrauch für Brennereizwecke. Er betrug im Jahre 1890 16,9 Millionen Doppelzentner, das war im Vergleich zu der 233 Millionen Doppelzentner betragenden Kartoffelproduktion 7,2 Prozent der Ernte. Im Jahre 1900 betrug er 25 Millionen Doppelzentner, das war im Vergleich zu der 406 Millionen Doppelzentner betragenden Ernte nur 6,1 Prozent! Der Kartoffelverbrauch für Brennereizwecke ist also im Verhältnis zur Ernte trotz der Ueberproduktion an Spiritus zurückgegangen!

Das Landes-Oekonomiekollegium will den Preis des Brennspiritus, um diesen konkurrenzfähig mit dem Petroleum zu machen, erniedrigen auf Kosten des Trinkbranntweins, dessen Preis entsprechend erhöht werden soll, und zwar durch den Denaturierungszwang, der jedem Brenner, und zwar den größeren mehr als den kleineren, bei hoher Strafsteuer zwingt, einen Teil seiner Produktion zu denaturieren, so daß der Markt für Trinkbranntwein entlastet wird und auf diesem eine Preissteigerung möglich ist.

Die Spirituskommission des Reichstags wird, das geht aus den bisherigen Verhandlungen bereits hervor, diesen Denaturierungszwang nicht annehmen, das Plenum erst recht nicht. Ob nicht aber doch durch irgend eine Hinterthür, wie z. B. den Antrag Semler, eine ähnlich wirkende Bestimmung in das Gesetz hineingeschmuggelt wird, die der branntweintrinkenden Bevölkerung eine neue Liebesgabe abzwingt, ist noch nicht sicher. So viel steht fest — weder der Kartoffelzoll, so sehr er auch die ärmere Bevölkerung belasten würde, noch die raffinierteste Branntweinsteuergesetzgebung kann die „Kartoffelnot“ beseitigen. Der Ueberfluß kann nur schwinden, wenn die Landwirte wieder bessere, wenn auch weniger ertragreiche Kartoffeln anbauen, und die minderwertigen Sorten mehr als bisher zur Viehfütterung verwenden. Die Liebesgabenpolitik, bei der seit 1887 die deutschen Branntweintrinker zu Gunsten der Schnapsbrenner an 600—700 Mill. M. hergeben mußten, hat wie bei der Zuckerindustrie den Landwirten schließlich nur Schaden gebracht; sie ersticken an der Ueberfütterung mit den Steuergroschen der Aermsten der Armen!

W.

Arbeiter.

Roman von Alexander L. Kielland.

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Bennechen hatte sich bereits zurückgezogen. Ueberwältigt von den Gemütsbewegungen dieses Tages, warf sie sich krampfhaft schluchzend aufs Bett.

In den leeren Salons wanderte aber Georg Delphin rastlos hin und her. Er hatte sich im Schlosse erst zum Souper herzustellen, und es war ihm unmöglich, das Haus zu verlassen, bis er Hilda gesehen hatte.

Schließlich rief er das ihm bekannte Stubenmädchen und fragte nach dem Fräulein.

„Das gnädige Fräulein ist in ihrem Zimmer und packt. Wissen der Herr Kammerherr denn nicht, daß das Fräulein heute Abend nach Amerika abreist?“ fragte das Mädchen, dessen hübsche Augen vom Champagner glänzten.

Delphin fühlte sich unangenehm berührt und sagte kurz: „Fragen Sie Fräulein Bennechen von mir, ob sie so freundlich sein will, einen Augenblick hierher zu kommen; ich möchte gern mit ihr reden.“

Als aber das Mädchen gegangen war, blieb er ganz erschrocken vor dem Spiegel stehen; was hatte er gethan? War er nicht zu weit gegangen? Was wollte er von ihr? Wie sollte er davon loskommen? Und doch — war es nicht gerade dies, was er am meisten wünschte?

Nach einigen Minuten kam Fräulein Hilda. Sie hatte geweint, trotzdem lag über ihrem Wesen eine eigentümliche Ruhe, die dem Kammerherrn sofort auffiel.

„Die arme Mutter,“ sagte sie und streckte ihm beide Hände hin. „Ihr fällt es so schwer, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß Johann und ich so weit wegreisen wollen. Ja — ich kann es im Grunde selber kaum begreifen.“

Delphin vergaß ganz, zu antworten; so verändert erschien sie ihm. Sie zeigte keine Spur von Schüchternheit mehr. In ihrem glatten, einfachen Kleid sah sie selbstsicher und reisefertig aus, in ihrer Stimme und ihrem ganzen Wesen war etwas so Sicheres, daß er seinen gewöhnlichen, halb weltmännischen, halb bevormundenden Ton gar nicht zu finden vermochte.

„Ich werde Sie gewiß sehr vermissen,“ sagte er endlich unsicher.

Mehr der Ton, als die Worte selber, veranlaßte sie, zu ihm aufzusehen. Ihre Augen ruhten eine Sekunde in den seinen, und es entstand eine kleine Pause.

„Sie hält nichts zurück?“ fragte er bitter.

„O doch! Das können Sie sich doch denken!“ Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen.

Er sah sie von der Seite an — wie sie mit gesenktem Kopf dastand, das Taschentuch um die Finger wickelnd. War sie wirklich so häßlich?

„Und Sie hält nichts zurück?“ Er hatte ganz vergessen, daß er das schon einmal gesagt hatte.

„Warum wollen Sie es mir schwerer machen, als es an sich ist?“ fragte sie leise und fing an zu weinen.

Georg Delphin ging durchs Zimmer. Er hatte das Gefühl, daß ihm das Leben eine gute Chance bot und daß es zum letztenmal geschah. Er versuchte, das Beste in sich zu sammeln. Als er aber wieder vor ihr stehen blieb, hob sie rasch den Kopf und sagte: „Nein! Ich will nicht mehr weinen! Ich weiß, drüben erwartet mich ein besseres Leben, als ich je hier erreichen würde. Leben Sie wohl, Kammerherr! Und Dank, herzlichen Dank für Ihre Freundschaft!“

Sie gab ihm die Hand und sah ihn mit den thränengefüllten treuen Hundeaugen fest und entschlossen an. Und im letzten Augenblick sah er, daß sie schön war. Und da war es zu spät.

Sie ging hinaus und ließ die Thür hinter sich halb offen stehen. Zu Delphin drang wieder der Lärm des Speisesaals herein. Er stand eine Weile da, nahm dann seinen Hut und ging still weg.

Auf der Treppe holten ihn die beiden Assistenten Hjorth und Bennechen ein, die gerade vom Boden herunterstürmten. Sie hatten oben auf dem Dache „mit Lebensgefahr“ eine große Flagge aufgepflanzt.

XXI.

Es dauerte lange, bis Njädel und der Lotsenvorsteher endlich das alte ungemütliche Krankenhaus erfragten, in dem Christine lag. Und hätten sie sich nicht zufällig an den Polizisten gewandt, so hätten sie es kaum gefunden. Es war nämlich schon gegen drei Uhr, und die Leute strömten nach der Karl-Johannstraße, um den Einzug zu sehen, und hatten keine Zeit, stehen zu bleiben und Auskunft zu geben.

Der Polizeidiener Knudsen aber, der seine Probezeit glücklich überstanden hatte, lotste sie vorwärts, als er hörte, zu wem sie wollten, und so kamen sie nach dem Krankenhaus.

Im Hausflur begegneten sie einer der Aufwärterinnen, die gerade in die Stadt gehen wollte. Der Lotsenvorsteher grüßte mit seiner Pelzmütze und sagte: „Wir wollten gern eine Frau Namens Christine Mo besuchen.“

„Die ist heute nacht gestorben“, antwortete die Frau ungeduldig; sie hatte es eilig, fortzukommen. „Sie liegt linker Hand zweite Thür. Gehen Sie nur hinein. Man richtet sie gerade her“, damit ging sie und warf die Thür hinter sich zu.

„Na — na — Njädel! — Vielleicht war das das Beste, was ihr geschehen konnte“, sagte der Lotsenvorsteher tröstend. „Komm, gehen wir wieder.“

„Ich will sie sehen“, antwortete Njädel und ging weiter.

Sie kamen an die zweite Thür, die halb offen stand. Drinnen hörten sie Stimmen. Der Lotsenvorsteher öffnete die Thür ganz; und sie traten ein.

Dort ganz hinten am Fenster standen einige junge Menschen und beugten sich über etwas großes Weißes, das auf einem Tische lag. Ein kleiner grauhaariger Mann in Hemdärmeln stand ganz vornübergebeugt, und zwischen zweien der Herren kam ein nackter weißer Fuß zum Vorschein.

„Ich habe es nie so schnell gehen sehen,“ sagte Doktor Rohde zum Professor. Der alte Gynäker hatte nicht umhin gekonnt, den Professor zu diesem interessanten Fall einzuladen. Johann Bennechen hatte ausdrücklich verboten, die Leiche in die Universität zu schaffen.

„Ihr Mann aber, der sie angesteckt hat — wie geht es ihm?“ fragte der Professor.

„Bei ihm schlägt die Krankheit nach innen; er bekommt Gehirnerweichung.“

„Was wollt Ihr?“ rief plötzlich der Doktor; er hatte die beiden an der Thür bemerkt.

„Das ist ihr Vater, der sie sehen will,“ antwortete der Lotsenvorsteher.

„Ach nein, nein, lieber Freund! Thun Sie das nicht,“ sagte der Doktor abwehrend. „Da ist wahrhaftig nichts zu sehen.“

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020213/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG